



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Berg, W.: Anastasius Grün : ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr  
seines Geburtstages : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Charente (La Rochelle, Rochefort, Ile d'Oliz, Ile d'Oléron, Sendremündung) und der Gironde (Royau und Blaye) mit Küstenbefestigungen gedeckt. Das ältere Gravelines bei Dünkirchen ist seit April 1902 aufgegeben worden, ebenso wie die Landfront von Lorient und die Umwallungen von La Rochelle und Rochefort. (Militärwochenblatt 1902, Sp. 1159.) Dagegen ist die Stellung von Brest durch den Ausbau der Forts auf der Insel Quessant in der letzten Zeit wesentlich verstärkt worden. (Militärwochenblatt 1905, Sp. 2827.)

Während Frankreich zum Schutze seiner Küste einer großen Anzahl von Befestigungsanlagen bedurfte und dabei doch noch, wie ein Blick auf die Karte lehrt, eine ganze Reihe ungedeckter Stellen aufweist, ist das Verhältnis für Deutschland mit seiner kürzern und nicht leicht zugänglichen Nordseeküste weit günstiger. Hier sind nur die Zugänge zu den großen Strömen durch starke Werke an der untern Elbe (Cuxhaven, Brunsbüttel), auf Helgoland und an der untern Weser (Geestemünde) und daneben natürlich auch die Einfahrt nach Wilhelmshaven gedeckt. Daß die Emsmündung, die neuerdings durch die Vertiefung des Emdner Hafens an Bedeutung gewonnen hat, nicht befestigt ist, mag seinen Grund darin haben, daß die Moore und Sümpfe des Hinterlandes einer Landungstruppe schwere natürliche Hindernisse bereiten. Dagegen ist bekannt, daß die Küste von Sütlund und die dänische Grenze ungedeckt sind, und darauf beruhte das Gerücht, das im vorigen Sommer durch die Enthüllungen des französischen Exministers Delcassé entstand, wonach England versuchen würde, im Kriegsfall eine größere Armee in Schleswig-Holstein zu landen. Eine starke Sicherung Kiels und des Nordostseekanals von der Landseite erscheint hier entschieden notwendig. (Siehe hierzu das Buch: Seestern, 1906, das gerade diesen Punkt eingehend mit erläutert.) Daß bei der eminenten Bedeutung, die die Elb- und die Wesermündung für Deutschlands Handels- und Kriegsmarine haben, ein englisches Helgoland als Stützpunkt englischer Schiffe eine fürchterliche Gefahr in sich schließen würde, ist einleuchtend. Man wird deshalb heute auch kaum mehr behaupten können, daß der 1890 dafür gezahlte Preis zu hoch gewesen wäre.

(Schluß folgt)



## Anastafius Grün

Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages

Von W. Berg

(Schluß)



ach der Vollendung der „Spaziergänge“ sann Anastafius Grün auf ein neues Werk, das auch in gewisser Beziehung politisch, aber doch in ganz andrer Art innerlich sehr viel dichterischer sein sollte. Hatte er als „Spaziergänger“ das vor Augen liegende handgreifliche Elend der Metternichschen Ära behandelt, so verließ er in der neuen Gedichtsammlung, die 1835 zu Leipzig unter dem Gesamttitel „Schutt“ erschien, den österreichischen Boden und trat hinaus in das Gebiet

idealer und hyperidealer Geschichtsbetrachtung, wie R. Grün sagt, „in die transzendente Welt übermenschlicher Hoffnungen und rosigster Zukunftsträume.“ Er feierte hier nach Gottschalls Wort „den Venz der ganzen Menschheit.“ Vier poetische Visionen schildert er uns. Trotz ihrer einheitlichen Form sind sie durchaus verschieden voneinander. Der allen gemeinsame Grundgedanke ist der, daß der Freiheit, so wie sie eben der Dichter versteht, die Zukunft der Welt gehören wird. In allen vier Bildern verbindet sich seine eigentlich lyrische und anmutig schildernde Begabung mit der tief eingewurzelten Neigung zum politischen Erfassen des Stoffes. Es sind, wie Gottschall sie kennzeichnet, genial komponierte „allegorische Fresken von glänzendem Kolorit, mit denen der Dichter die Propyläen der freien Zukunft ausschmückt; es ist eine träumerische Musik des Gedankens, die zu immer vollern Akkorden anwächst und alle Dissonanzen in mächtig ergreifender Harmonie auflöst.“

Im ersten Teile, dem „Turm am Strande,“ führt er uns auf den Boden Italiens. Ein gefangener venezianischer Dichter büßt in traurigem Kerkerleben seinen Freiheitstraum. Die sehnächtigen Klagen, schwärmerischen Hoffnungen und wunderbaren Phantastien des Ärmsten, der uns an Byrons Gefangenen von Chillon erinnert, werden hier in einer herrlichen Sprache, mit fesselndem, ganz eignem Reiz, in einer Fülle von höchst anschaulichen Bildern dargestellt. Wie schön ist zum Beispiel das scheinbar unrichtige Bild in der Stelle, wo der Gefangene ein Schiff in der Ferne erblickt und voll Sehnsucht ausruft:

Es eilt mein Herz dir nach, nicht kann es rasten!

Es schwebt als Möwe über dunkler Welle

Und klammert schreiend sich an deine Masten!

Ergreifend ist auch der Abschluß dieses ohne Zweifel gelungensten Teils der Gesamtdichtung. Als der gefangene Dichter nämlich endlich aus seinem Kerkerelend befreit wird, da sind alle, die ihm im Leben lieb und wert waren, tot, und freiwillig kehrt er mit gebrochnem Herzen in sein Verlies zurück.

Wenn hier nicht nur die Einbildungskraft, sondern auch unsre Empfindungen lebhaft angeregt werden, so ist beides viel weniger der Fall in dem zweiten Teile, einer klösterlichen Elegie, betitelt: „Eine Fensterscheibe.“ Ähnlich wie der Bruder Martin in Goethes Gög fühlt der Dichter die Unnatur des Klosterlebens, das er in einer Reihe von Bildern vorführt. Da werden wir in die Messe geführt, ein fluchender, greiser Mönch tritt auf, wir sehen das üppige Gelage der Mönche, die Reihe der Äbte, erfahren von dem verfehlten Leben eines einst frohsinnigen Studenten, der im Kloster stirbt, u. a. Der Dichtung fehlt die straffe Gliederung, weil sie der Einheit der Situation entbehrt, und der Grundgedanke vom Widersinn des Klosterlebens hat Mühe, sich durch die Bilderfülle hindurchzuarbeiten. Aber auch hier finden wir die hohen Vorzüge der Grünschen Muse wieder, Bilder von höchster Schönheit und plastischer Wirkung. Schöner und schlagender zum Beispiel kann der Gedanke von der geistigen Unfruchtbarkeit eines bloß abstrakten Glaubenslebens nicht ausgedrückt werden als an der Stelle, wo der Dichter das Herz eines solchen starrgläubigen Priesters „eine Wüste ohne Quell und ohne Rose“ nennt, aus der „die graue, tote Pyramide Gott“ hervorragt.

Der dritte Teil des „Schuttes“ führt den Titel „Cincinnatus.“ Das ist der Name eines Schiffs, das uns hinüberführt in das neue Land der Freiheit jenseits des Weltmeeres. Von dem Trümmerselde Pompejis, das die verschüttete und wieder ausgegrabne Vergangenheit bezeichnet, schlägt der Dichter, wie R. Grün schön sagt, „einen gewaltigen Frisbogen“ hinüber zu den transatlantischen Urwäldern und dem jungen Staatswesen Amerikas. Während Italiens Ruinen dem Dichter nur eine Stätte müßigen Genußlebens sind, sieht er in Amerika das Land der Arbeit, der schöpferischen Kraft, eine Stätte der Freiheit für alle, die dem unfrohen Leben auf der Heimatscholle entrinnen wollen. Ein poetisch schöner Gegensatz, glücklich erfunden und trefflich durchgeführt! Nur vergißt der Dichter, daß in das neue Paradies auch die alte Sünde mit eingewandert ist, die die Menschheit einst aus ihrem Paradiese verbannte.

Der Wiedergeburt der Menschheit gilt auch die letzte Abteilung, die Vision: „Fünf Oftern.“ Indem der Dichter von der Vorstellung der alten Legende ausgeht, wonach der Erlöser alljährlich in der Morgenstunde des Oftertages in Auferstehungskleide zum Ölberg zurückkehrt, entwirft er großartige Bilder der Vergangenheit, ihres Wandels und Wahns. Wir schauen mit Christus, wie Jerusalems Mauern, gebrochen von der Faust des römischen Überwinders, in Schutt und Trümmern liegen, ferner, wie mitten unter den blutbefleckten wilden Kreuzfahrern Gottfried von Bouillon in der wiedererstandnen heiligen Stadt betend kniet, wir erleben die Herrschaft der Mohammedaner, unter der die Kirchen veröden und zerfallen, und den abenteuerlichen Kriegszug Bonapartes, der an der Stadt des Friedefürsten vorbeizieht. Nachdem uns der Dichter so das Werden und das Vergehn aller irdischen Größe und Herrlichkeit und das Ringen und Streben der Menschheit an der Hand der Geschichte vor Augen geführt hat, schauen wir endlich im Bilde des fünften Oftermorgens das Oftern der Zukunft, wo die allgemeine Weltbeglückung zur Tatsache geworden ist, Gottes ewiger, heitrer Friede die Menschenkinder beseligt, und Krieg und Knechtschaft, Lug und Trug nicht mehr sind. Wir schauen hier also den idealen Zustand, worin sich der Dichter die menschheitliche Entwicklung als abgeschlossen vorstellt. Ein Liebespaar wird einst auf Golgatha ein formloses, eisernes Ding finden, den Halbmond, aber niemand, auch der älteste Greis nicht, wird darüber Auskunft geben können, ebensowenig wie über ein steinernes Kreuz, das man eines Tages ausgraben und im Garten aufstellen wird, wo es bald die Rosen dicht umranken werden. Das Lied schließt:

So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle  
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungschwer,  
Verdeckt ist ganz von seiner Rosen Hülle,  
Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr.

Damit ist der Dichtertraum, die Umwandlung des Christentums zur Religion der reinsten Menschenliebe, in Erfüllung gegangen.

Anastafius Grün wurzelt in der Gedankenwelt des josephinischen Zeitalters. Solchen Träumen, wie sie im letzten Ofterbilde gemalt sind, kann sich

nur ein idealistischer Schwärmer hingeben, der die Menschheit liebt, aber nicht kennt. Ohne in seiner kirchlichen und religiösen Stellung dem Gehalt und der wahren Frömmigkeit gegenüberzutreten, hat er doch kein Verständnis für den Ewigkeitswert des Christentums schlechthin. Diesen Sturzflug können und wollen wir nicht mitmachen, in so lichte Höhen er uns auch führen mag, und auch damals, als der „Schutt“ bekannt wurde, gab es viele sogar idealistisch hochgespannte Naturen, die über die „Verrosung“ des Kreuzes den Kopf schütteln mußten. Andre fühlten sich enttäuscht aus einem andern Grunde. Sie hatten erwartet, der Dichter würde seine Harfe wieder unter den begeisternden Sturmestönen demokratischer Lieder rauschen lassen, und nun bot er ihnen durchaus Tendenzloses, nur tiefsinnige Gedankenbilder ohne jede Beziehung zur Lösung des Tages. So kam es, daß die Wirkung dieser Dichtungen nicht entfernt der gleichkam, die die „Spaziergänge“ erregt hatten. Und dabei ist der „Schutt“ viel poetischer empfunden und ausgeführt. Gerade hier finden sich Bilder und Gedanken von entzückender Schönheit und in reichster Fülle. Gottschall sagt nicht zu viel, wenn er den „Schutt“ „zu den Perlen unsrer Poesie“ zählt, „denen unsre klassische Dichtung nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hat.“ (In 14. Auflage erschien das Werk 1877.)

Im Jahre 1837 folgten die „Gedichte,“ die zum fünfzehntenmal 1877 aufgelegt worden sind. Außer einigen ältern Gedichten, wie zum Beispiel aus den „Blättern der Liebe,“ die hier wieder Aufnahme fanden, bietet der Dichter eine große Anzahl neuer, die eine reiche Mannigfaltigkeit von Stoffen behandeln, zum Beispiel die Liebe, die Natur, die Verhältnisse des äußern und innern Lebens, besonders aber die Freiheit. Am anziehendsten sind wohl die Naturlieder, die von echt dichterischer Auffassung zeugen und wieder eine Menge der herrlichsten Bilder enthalten. Das Verhältnis, in dem Anastafius Grün zur Natur steht, ist überhaupt für seine ganze Dichterart höchst bezeichnend. Die Natur ist ihm der nie zu erschöpfende Born der Dichtung. Erst wenn er versiegt, ist's auch mit der Poesie zu Ende. Diesen Gedanken drückt er in dem Gedicht „Der letzte Dichter“ am schönsten aus. Das alte und doch ewig neue Weben in der Natur setzt er in die innigste Beziehung zu den Vorgängen in der Menschenseele. Im Werden und Vergehen in der Natur findet er den Boden für seine Auferstehungs-idee, und die Idee der Freiheit, die ihm nicht Zügellosigkeit und schrankenlose Willkür ist, sondern ein sittlicher Begriff, eng gebunden an Gesetz und Recht, wird ihm durch die an sich freie, aber an bestimmte ewige Gesetze gebundene Bewegung der Naturgegenstände versinnbildlicht. Während ferner die Welt in geistiger Finsternis liegt, voll Unfreiheit und von Lüge und Haß beherrscht ist, erscheint ihm die Sonne als das Sinnbild des geistigen Lichts, der Wahrheit und der Liebe. Das Unbelebte in der Natur weiß er zu beleben und läßt es wie etwas Vernunftbegabtes an den menschlichen Vorgängen und Handlungen teilnehmen. So zum Beispiel hält die Luft den Atem an, hemmen die geschwägigen Pappeln ihr Flüstern und fließt der Bach leise dahin wie im Zehengange, er, der vorher so fröhlich dahingerauschte, weil sie alle das Rosen und Flüstern Maximilians und Mariens von Burgund nicht stören wollen. Und auch tiefe sittliche Wahr-

heit kündet dem Dichter seine eindringende Naturbetrachtung. So zum Beispiel heißt es im „Paffen vom Kahlenberg“:

Der Lenz, kein Traumspiel unserm Geist,  
Ist uns ein wahrer heilger Glaube,  
Der reichen Lohn den Mähen verheißt  
Und sich erfüllt in Korn und Traube;  
Der im Entbehren, Dulden uns stärke  
Durch stilles Hoffen und gute Werke;  
Ein Priester, predigend seine Lehre,  
Ist jede Blüte, jede Ahre.

Einige dieser Gedichte von 1837 sind ganz volkstümlich geworden, wie zum Beispiel „Das Blatt im Buche,“ „Die Brücke,“ „Der letzte Dichter,“ „Die Mannestreu,“ „Der Ring,“ „Goethes Heimgang“ u. a. Anklänge an Heinische Art fehlen nicht, zum Beispiel im „Vogelflug im Winter.“ Am lebhaftesten aber schlägt des Dichters Herz immer für das Vaterland, das Recht und die Freiheit. Wie edel zum Beispiel ist sein ethisches Glaubensbekenntnis:

Aufs Meer bin ich gefahren,	Dem Wahren, Rechten, Schönen
Zu schwören festen Eid,	Zum Banner treu zu stehn!
Beständiges hier inmitten	Kann ich zu den Besten nicht klimmen,
Der Unbeständigkeit!	Doch nie zu den Schlechten zu gehn!

Wo edel der Kampf, zu kämpfen,  
Doch fern, wo Bahnmwiz sicht!  
Und Herz und Mund und Leben  
Für Freiheit, Recht und Licht!

Prächtig sind die fünf Bilder „Aus Gastein,“ von erhabenem Schwunge der „Sturmvogel“ aus dem „Romanzero der Vögel.“ Gedichte wie „Maria Grün,“ „Der alte Komödiant,“ „Das Musikantendorf,“ „Dubomirski“ suchen ihresgleichen in der gesamten Literatur. Ein herrliches Zeitgedicht widmet der Dichter dem großen Jakob Grimm. Darin heißt es:

O Preis und Ruhm der Wissenschaft!	Fürwahr, wo solche Männer fort
Es gibt der sonst so armen	Verbannt, landflüchtig reisen,
Der Thron selbst heut als Ehrenwacht	Müht strafend ihr nicht aus dem Land,
Dragoner und Gendarmen!	Rein, in das Land sie weisen!

Wie taucht da der deutsche Sammer wieder empor! — Als Romantiker ging Anastafius Grün, wenn ihn auch manches mit den Nachkommen der eigentlichen Schule verbindet, ganz eigne neue Wege, und gerade darauf beruht zum Teil sein Erfolg. Bisher hatte sogar der Liberalismus einen Unterschied zwischen der Überzeugung des Verstandes und den Neigungen des Herzens gemacht. Im hellen Lichte des Tages waren Verstand und Wille tätig, aber das Gemüt sehnte sich nach wie vor nach den Schauern der „mondbeglänzten Zaubernacht.“ Ganz anders Anastafius Grün. Er wagte es zuerst, die Interessen des modernen Lebens und dessen Gedanken in die Dichtung einzuführen und auch im Sonnenschein des Tageslebens die Romantik zu suchen. Sogar Eisenbahnen und Fabriken ging seine Dichtkunst nicht aus dem Wege. Seine „Poesie des Dampfes“ verherrlicht machtvoll den Menschengest und den Beruf des modernen Dichters.

Ich will indes hinab die Bahn des Rheines  
Auf schwarzem Schwan, dem Dampfschiff, singend schwimmen,  
Den Becher schwingend, voll des goldnen Weines  
Dir, Menschengest, den Siegeshymnus stimmen.

Wie dir der Feuergeist die Flammkrone  
Herab vom stolzen Haupt hat reichen müssen,  
Wie du dem Erdengeiste, seinem Sohne,  
Das eh'rne Herz kühn aus der Brust gerissen.

Wie du zu beiden sprachst: Ihr sollt nicht rasten!  
Daß fürder Mensch nicht Menschen knechten möge,  
Geh, Feuer, du und trage seine Lasten!  
Leb, Eisen, du und wandle seine Wege!

Ich weiß, daß beines Wandels Flammengleise  
Kein Blümchen im Poetenhain bedrängen,  
So wie des Heiligenschein's Glutkreise  
Kein Bäckchen am Madonnenhaupt versengen.

Rein, Ant der Poesie in allen Tagen  
Ist's, hoher Geist, dein Siegfest zu verschönen,  
Wie der Viktoria Goldbild überm Wagen  
Des Triumphators schwebt, um ihn zu krönen.

Das ist himmelweit verschieden von der klassischen und der romantischen Anschauung, und mit Recht sagt Gottschall: „Grün ist unser erster wahrhaft moderner Lyriker, dessen Lorbeer keine Kritik zerpflücken wird.“

Lange Jahre hat Anastasius Grün seit dem Erscheinen seiner Gedichte nichts veröffentlicht. Sein nächstes Werk, „Die Nibelungen im Frack,“ erschien erst 1843, und zwar zu dem Zwecke, unberechtigte Angriffe abzuwehren. Der Dichter hatte in der Zwischenzeit erfahren müssen, daß man ihn verkannte. War Uhlant der Vater des politischen Freiheitsgedichts gewesen, so hatte Grün es zum Hymnus ausgestaltet und ihm zugleich die epigrammatische Zuspitzung verliehen. Die „Spaziergänge“ hatten eine von ihrem Sänger freilich nicht beabsichtigte Schule gemacht. Es war eine moderne politische Lyrik herangewachsen, die allerdings ganz anders aussah als die Auerspergs. Grün verließ als politischer Dichter nie den Boden der Wirklichkeit; immer blieb er Deutscher und Österreicher, immer galt sein Zorn einem ganz bestimmten Elend, immer strebte sein Wille ganz bestimmte Neugestaltungen an. Die Modernen aber verloren sich ins Uferlose; sie suchten überall Ziele für ihre giftigen Angriffe und witterten überall „Apostasie.“ Wie maßlos und ungerechtfertigt Georg Herweghs Vorgehn gegen den Grafen Auersperg war, haben wir oben schon angeführt. Mußte der Dichter nicht tief erbittert sein über solche Verdächtigungen? Und aus diesem Ärger heraus entstanden die „Nibelungen im Frack.“ Sie waren „die Kriegserklärung — nach Gottschalls Ausdruck — gegen die neue politische Lyrik, die er eine Poesie der Grimasse, eine Löschpapierne Zeitungspoesie und versifizierte Prosa nannte.“ Bauernfeld, Grüns Lebensbeschreiber, bezeichnete die „Nibelungen im Frack“ als eine reine Satire auf die Marotte. Der Dichter behandelte unter dem seltsamen

Titel einen seltsamen Stoff in der heroischen Nibelungenstrophe, die jedoch zu dem Wesen der Dichtung, als eines humoristischen Capriccios, nicht paßte. Der Held des wunderlichen Werkes ist ein verdrehter Musiknar, ein Herzog Moriz Wilhelm von Sachsen-Merseburg aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, der auf den ungereimten Einfall kam, einen Musikus haben zu wollen, der so groß wäre, daß er die Bassgeige wie eine Violine handhaben könne, und einen andern Musikus im Gegensatz dazu so zwerghaft, daß er die Violine wie eine Bassgeige zwischen den Knien strich. Nach langem Suchen sah der verdrehte Herzog seinen Lebenswunsch erfüllt. In dieses versifizierte Geschichtchen aus der Popszeit sind allerlei Seltsamkeiten hineingewebt, so zum Beispiel die himmellangen „Kerls“ des preußischen Soldatenkönigs, der Zwerg des Zaren Peter und der Rabe des Thilo von Trotha in Merseburg. Der schrullenhafte Herzog war kein ungeeigneter Vertreter der verschnörkelten und an Wunderlichkeiten, Launen und seltsamen Zügen aller Art so reichen Zeit. In diese harmlos spielende Geschichte legte der Dichter seinen Widerspruch hinein gegen die Rolle eines poetischen Parteihäuptlings, die man ihm unausgesetzt zumutete, und den weitem Widerspruch gegen die allzugroße Absichtlichkeit, die die modernen lyrischen Kampfhähne von der Poesie forderten. Grün hat eine ganz andre Ansicht von der politischen Dichtkunst. Wohl versteht er eifrig die Berechtigung des politischen Liedes, aber er spricht sich mit tiefer Abneigung aus gegen die Gedankenlosen, die die Poesie zwingen wollten, „im Feldrock der Politik zu fechten.“ Die göttliche Dichtkunst soll man nicht dadurch entwürdigen, daß man sie in die Parteizänkereien des Tages hineinzieht.

Nie wird der Edelhirsch ackern, Walddrehlein gehn mit Säcken,  
Strauchröslein Stuben heizen, und Nachtigall als Haushahn wecken.

Die ganze Art des launigen Gedichts ist fein poetisch und an sich vollendet, aber das Werk wirkte trotzdem nicht so recht, weil der Federkrieg, der nur auf das Verständnis kleiner Kreise berechnet war, in starker Verhüllung auftrat. Nur an einer Stelle, die durch den Vorwurf der „Apostasie“ hervorgerufen war, klingt der politische Ton kräftig durch:

Wenn ihren Strahl die Freiheit einmal durchs Herz gegossen,  
Abfällt der nie und nimmer trotz sonderer Kampfgenossen!  
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverein:  
Der Knecht will Unterknechte — der Freiheit selbst kein Sklav' ich sein!

Schmerzlich enttäuscht durch die Wendung, die die öffentlichen Angelegenheiten in der Revolutionszeit genommen hatten, war der Dichter, wie oben gesagt wurde, in sein Tuskulum Thurn am Hart geflüchtet. Dort beschäftigte er sich neben andern Aufgaben auch mit der Übertragung der „Volkslieder aus Krain,“ die durch ihn erst in die Weltliteratur eingeführt worden sind. Die im Spätherbst 1849 vorbereitete Sammlung erschien 1850. Eigentlich war es keine Übersetzung, sondern eine meisterhafte Wiederdichtung. Grün wollte „die bereits allmählich verklingende poetische Stimme dieses merkwürdigen Volksstammes“ der Welt vermitteln. Höchst wertvoll ist die Vorrede, die das

Ergebnis sehr sorgfältiger und eindringender kulturgeschichtlicher Forschungen ist. Die Sammlung enthält Liebeslieder, Tierlieder, Bierzeitliche u. a. m. Am bedeutendsten sind die Türkenlieder, in denen das slowenische Volk die Erinnerung an jahrhundertelange Kämpfe und Leiden oft in echt poetischer, ergreifender Weise niedergelegt hat.

Daselbe Jahr brachte auch wieder ein größeres Werk, das alle Vorzüge und Schwächen der Grün'schen Muse offenbart. Das ist „Der Pfaff vom Kahlenberg“ (3. Auflage 1877). Es ist den Manen seines Lenau gewidmet, der längst schon lebendig tot war. „Dein Aug' umglitt der Schleier, den sie Krankheit nennen.“ Auch dieses bescheidenweise sogenannte „ländliche Gedicht“ ist die Frucht langer Jahre. Schon vor den Märztagen war es im wesentlichen fertig. Hier kommt ganz besonders der Österreicher zum Worte; denn das Gedicht ist ein Bild eigentümlich österreichischen Geschichts-, Kultur- und Naturlebens, das vom Dichter im innersten Wesen ergriffen und in blühender Sprache dargestellt wird. Als Hauptpersonen treten auf: Herzog Otto von Kärnten, der Fröhliche, sechster Sohn Albrechts des Ersten, ferner der Minnesinger Nithart, eine schalkhaft derbe Natur, ein Feind der Bauern, und endlich die wichtigste Person, der Pfaffe Wigand aus dem Kahlenberger Dorfe am Fuße des Kahlenberges und des Leopoldsberges. Karl Grün kennzeichnet ihn treffend als „eine herrliche Gestalt, halb Philosoph, halb Schäfer, von unendlicher Gemühtiefe, frei mitten im Symbol und ein erhabener Politiker.“ In ihn hat der Dichter sein eigenstes Wesen hineingegossen. Alle drei durchstreifen das schöne österreichische Land, treiben allerhand Schimpf und Ernst und erforschen das Herz und den Sinn der Bauern. Der Dichter hat alte Schwänke vom Pfaffen Amis und vom Kahlenberger geschickt verschmolzen und durch frische Schilderungen des ihm so vertrauten österreichischen Landes belebt. Es fehlt dem Gedichte durchaus an innerer Einheit, und die epische Handlung selbst hat gar nichts Anziehendes. Aber wie wunderbar ist auch hier wieder das idyllische Element: die Schilderung der Jahreszeiten, der ländlichen Feste, die Genrebilder der Volksszenen usw. Überall findet der Dichter dabei Gelegenheit, die liebe Heimat poetisch zart zu verherrlichen. Es sei hier nur an einzelnes erinnert: an die wunderschöne Schilderung der Gotik am Stephansdome zu Wien, an die „Weinlese,“ den „Kelterpruch,“ ein Musterstück echten Humors, der unter Tränen lacht, an die Fahrt zum „Fürstenstein“ in Kärnten, wo der Dichter ein Bild des alten freien Rechts zeichnet, wuchtig wie ein Fresko, worin der Bauer Gdling den Landesfürsten selbst erst belehnen muß, damit dieser ein Recht ausüben kann. Nie hat ein Dichter die Heimat so gepriesen wie hier Anastafius Grün. Mit großen Gedanken und in herrlichen Bildern verklärt er hier ferner das freisinnige Fürsten- und Priestertum, das Fürstentum, das ein Herz hat für des Volkes Leiden und Freuden und sich unbekannt überall Liebe erwirbt, das Priestertum, das sich nicht büßerisch frömmelnd abkehrt vom heitern Lebensgenuß, sondern sich daran freut und echte Lebensweisheit predigt und vorlebt.

Neben diesem größern Werke spendete der Dichter in diesen glücklichen Tagen stillen Schaffens, fern dem politischen Treiben, noch manche kleinere Gabe,

wie z. B. die mächtige Romanze „Sagello“ im Österreichischen Frühlingsalbum von 1854. Auch gab er Lenaus sämtliche Werke heraus (Stuttgart, Cotta, 1855), nachdem der Nachlaß schon 1851 erschienen war, und fügte eine wertvolle Lebensbeschreibung und Charakteristik des unglücklichen Dichters bei. Ferner ist zu erwähnen das großartige Gedicht „Bei Radetzky's Beisetzung,“ 1858.

Erst nach längerer Pause, 1864, erschien das letzte größere Werk, dessen Vollendung ihm noch vergönnt war: „Robin Hood, ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern.“ Diese Urchristen sind nicht etwa übersetzt, sondern der Dichter hat aus ihnen etwas fast ganz Neues geschaffen. In der sehr umfangreichen und fesselnden Einleitung teilt er das durchaus richtige Ergebnis seiner kritischen Vorarbeiten mit, daß nämlich der Held des altenglischen Sagenkreises, jener Robin Hood (Robert Fitzooth), nicht, wie das Volk urteilte, der tapfere fromme Räuberhauptmann war, der sich jahrzehntelang gegen des Königs Krieger in den Wäldern hielt, sondern daß er als der letzte Hort des Widerstandes der bei Hastings besiegten Angelsachsen gegen den normannischen Eroberer anzusehen ist. In diesen Balladen verzichtet Anastafius Grün in seinem Verständnis des Stoffes ganz auf das ausschmückende Beiwerk, das in seinen eignen lyrisch-epischen Dichtungen durchaus an seinem Platze war, hier aber, wo es ganz und gar auf die Ursprünglichkeit des Volkstons ankam, die Wirkung beeinträchtigt haben würde.

In den letzten Jahrzehnten seines Lebens kam der Graf Auersperg infolge seiner regen parlamentarischen Tätigkeit nicht mehr so oft zu dichterischer Arbeit wie einst. Nur hier und da teilte er die eine oder die andre, früher noch nicht veröffentlichte Dichtung und auch zuweilen etwas Neues mit in den „Wiener Dioskuren“ (Jahrbuch des 1. Österreichischen Beamtenvereins, herausgegeben vom k. k. Hofrat Baron Falke), in dem „Jahrbuch des liberal-politischen Vereins zu Linz“ und an andern Orten. In den „Dioskuren“ von 1874 zum Beispiel steht das liebliche Lied „In Weldes“ und auch „Die Kapelle im See.“

Am Abend seines Lebens hatte er noch die Freude, eine Neuauflage seiner „Spaziergänge“ zu erleben, der er ein Widmungsgedicht an den Neffen seiner Frau beifügte, den Obmann des Deutschen Vereins in Graz, Ignaz Grafen von Attems. Was er sonst in den letzten dreißig Jahren gedichtet und teilweise auch schon an verschiedenen Stellen veröffentlicht hatte, sammelte er unter dem Titel: „In der Veranda. Eine Nachlese.“ Daß er die abschließende Hand nicht mehr an dieses Werk legen konnte, machte ihm das Sterben schwer. Es erschien erst nach seinem Tode, 1877, in demselben Jahre noch in dritter Auflage. Besonders daraus hervorgehoben zu werden verdienen die Gedichte an den Prinzen Johann, den Prinzen Eugen, ferner „Gneifenau in Erfurt“ und vor allem „Der Tambour von Ulm,“ worin der Dichter vier hochwichtige Ereignisse aus Österreichs neuester Geschichte vorführt, nämlich Novara 1849, Solferino 1859, Magna Charta (d. i. das Verfassungsjahr) 1861 und Allerseelen 1866. Alle diese Gedichte gehören mit zu den schönsten Gaben geschichtlicher Lyrik. Auch die Abteilung „Sprüche

und Spruchartiges“ zählt zu dem Besten, was auf diesem Gebiete bisher geleistet worden ist. Sie bietet Lebensregeln und Weisheitsworte in knappster Form, zum Beispiel:

Woh dir, wenn Menschen zu verachten  
Du nur gelernt im Selbstbetrachten!

und:

Die Seele warm,  
Das Auge klar,  
Die Lippe wahr,  
Von Stahl der Arm,  
Für andre sorgen,  
Dein Heut, dein Morgen!

Der Titel der Gesamtdichtung hat eine symbolische Bedeutung. Der greise Dichter wollte damit sagen, daß er nicht mehr wie einst die Höhen ersteigen könne, sondern darauf beschränkt sei, von der Veranda aus Natur und Leben zu betrachten. Aber der Dichter ist, wie auch diese Früchte seines Alters zeigen, seinen Überzeugungen treu geblieben. Nie hat er den Kampf gescheut; immer trat er den Gegnern, die er gar nicht missen mochte, im Bewußtsein seiner guten Sache mit männlichem Mut entgegen. Noch in dieser Veranda-sammlung sprach er seine „Parole“ aus:

Man schreibt auf manchen Stein:	Sein Aug' war blind dem Lichte,
„Er hatte keinen Feind!“	Sein Mund war stumm dem Wichte!
Als Lobspruch ist's gemeint,	O raubt mir nicht am Grabe
Doch schließt viel Schlimmes ein.	Noch meine beste Habe,
Es klänge grad so gut:	Die Feinde, deren Zorn
Ihm fehlte Herz und Blut,	Mein Stolz, mein Schmuck, mein Sporn!
Er ließ wie Kies sich treten,	Von jenem Worte rein
Er ließ wie Ton sich kneten,	Laßt meinen Stein!

Wie er einst in jungen Jahren das Luthertum gefeiert hatte, so auch noch hier im greisen Haare:

Das Licht, entquollen einst in Strahlen	Gesalbte Schergen doch zertraten
Dem Lämpchen jenes Bergmannssohns,	Mit plumpem Fuß den Funkenrest,
Es flog vom Schacht zu Höhn des Throns	Die Finsternis begann ihr Fest,
Und leuchter' einst auch diesen Talen.	Und Geistesnacht reißt' ihre Saaten.

Sie heimsen ein; welch lustig Treiben!  
Hei, wie der Peterspfennig springt!  
Doch wo des Teufels Büchse klingt,  
Wird auch nicht fern der Luther bleiben!

In wunderbarer Frische und Energie trotz seiner beinahe siebenzig Jahre bekannte er seinen alten Glauben:

Glauben an die Sonnenkraft,	Was da strebt, blüht und gedeiht,
Die im Menschengeste lobert,	Spiegle klar und treu mein Auge,
Glauben an den Lenz in Haft,	Das die junge, neue Zeit
Der sein Recht des Freien fodert!	Voll und freudig in sich sauge.
Glauben an das Vaterland,	Und ihr Bild, noch halt ichs fest
An das alte, große, eine,	Mit den frischen Farben allen,
Ob auf ein gerissnes Band	Wenn die müde Wimper läßt
Heute noch manch Auge weine!	Drüber ihren Vorhang fallen!

In den letzten Lebensjahren hatte er sich am liebsten in dem schönen Beldes am See aufgehalten. Ihm galt auch sein Schwanenlied vom Sommer 1876:

Vote des Himmels zugleich und Blume der Erde,  
 Steuert ein einzelner Schwan durch diese Wellen —  
 Wellengeriesel und glühende Flimmerlichter  
 Reißten tanzende Furchen in seine Flächen.  
 Und der Bilder Konturen erfäßt ein Zittern,  
 Daß ihr Band sich löst, in Stücke zerrissen,  
 Daß der Berge Säulen, querüber gespalten,  
 Daß die Gletscher zerborsten, die Wälder gebrochen. —  
 Über den Schwankenden schwebst du, einsamer Lotse. —  
 Über dem Wellenspiel der fliehenden Stunde,  
 Über dem Zeitenschutte und Völkerstaube,  
 Über den Urnen aschegewordener Herzen,  
 Ihrem Wünschen und Dulden, Zren und Hoffen,  
 Lebt geläutert fort, wonach sie gerungen,  
 Schwebt der Wahrheit ewiger Lichtgedanke.

Sa, ein Wahrheitsucher ist Anastasius Grün gewesen sein Leben lang, bis der Tod ihm die Augen und die Lippen schloß. Graf Auersperg sei geschieden, so schrieb R. Grün in dem Nekrologe von 1876, aber Anastasius Grün lebe, der Auferstehende mit jedem Frühling, mit jedem grünen Blatte, und auch Graf Auersperg lebe noch, wenn wirs genauer bedächten, der unerschrockene Verteidiger des Rechts, der Herold des Lichts. Und so ist es. Der freisinnige, charaktervolle Politiker, der warmherzige Freund des Volkes und zugleich, untrennbar mit ihm verbunden, der hinreißende, für Recht, Freiheit, Vaterland und Wahrheit allezeit begeisterte Poet: er gehört zu denen, die das deutsche Volk nie vergißt, in allen Zeiten. Er trägt die Krone der Unsterblichkeit.



## Antonio Fogazzaro

Von René Prévôt



ill man in einer Zeit, wo die literarische Unzuverlässigkeit des internationalen Büchermarkts der Kritik die ernste Pflege guter heimatlicher Produktion, die Auffindung und die Unterstützung nationaler Talente zu der ersten Pflicht macht, einem fremdländischen Schriftsteller das Wort reden, dann muß man gute Gründe dafür haben. Daß sich in den Werken des Norditalieners Antonio Fogazzaro nach dem Urteil einiger seiner Landsleute recht vieles findet, was dem deutschen Geiste nahe, vielleicht sogar näher verwandt ist als dem italienischen, daß er öfters für deutsche Sinnesart (z. B. in *Mistero del poeta*) tiefes Verständnis an den Tag gelegt hat, war jedoch für unsern Entschluß, ihn dem deutschen Publikum vorzustellen, weniger bestimmend als der Umstand, daß wir in ihm eine der glänzendsten, international bedeutendsten Erscheinungen unter den Streitern um die idealistische Wiedergeburt der Literatur begrüßen dürfen.